

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 288.

Samstag, 8. Dezember.

1928.

(1. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Georg Julius Peterfen.

Dem Gespräch wurde eine andere Wendung gegeben. Nach dem Essen überreichte Frau Glöckner dem Gast eine Marzipantorte, die er, ohne sich zu zieren, entgegennahm. Schon mehr als einmal hatte Herbert dem jungen Ehepaar Theaterkarten, die ihm sein Freund Walter Bindewald, zweiter Kapellmeister an der städtischen Oper, fast regelmäßig schenkte, zukommen lassen; die Marzipantorte war wohl als kleine Gegenleistung gedacht. Frau Glöckner zeigte die Geschenke und ließ die beiden Herren dann allein, die sich bei einer Zigarre über berufliche Angelegenheiten unterhielten: beide waren an der gleichen Bank tätig.

Die Kaffeestunde zu dritt ging vorüber — die Diebstahlsgegeschichte wurde mit keinem Wort mehr berührt, — zum Abendbrot stellten sich weitere geladene Gäste ein: ein älteres Ehepaar, Verwandte der Hausfrau, und ein junges Mädchen, das Herbert schon einmal bei Glöckner getroffen hatte, ein Fräulein Wirbel, die berufstätig war und ihre Mutter, die einstmal bessere Tage gesehen hatte, vollständig unterhielt.

Einige heitere Abendstunden vergingen wie im Fluge. Als Herbert dann nach seinem Weggange von Glöckner durch die festlich belebten Straßen schlenderte und an einer Kreuzung verweilen mußte, gewahrte er auf der andern Seite einen kleinen, aber kräftig gebauten Herrn, der auf jemand zu warten schien. Wie ein Schlag durchfuhr es den aufmerksamen Beobachter. Der Mann von gestern abend, der Pelzdieb! ... Aussehen, Kleidung, der finstere, bohrende Blick — alles stimmte.

Der Gefahr nicht achtend, wollte Herbert die Straße überqueren, ein Auto hinderte ihn daran. In diesem Augenblick winkte der kleine Herr da drüben einem vorbeifahrenden leeren Auto — offenbar hatte er den Verfolger entdeckt —, sprang hinein und fuhr davon. Herbert spähte ebenfalls nach einem Auto aus, hatte Glück und setzte sich zu dem Chauffeur, dem er Auftrag gab, dem Auto, das noch sichtbar war, nachzufahren; die Jagd begann.

Es ging über Brücken, Plätze, durch ein Gewirr von Straßen, mehr als einmal hob ein Sipo warnend den Arm. Jetzt kam der Verfolger näher, denn das erste Auto mußte abermals vor einem Lichtsignal stoppen.

„Schneller, damit wir den Wagen erreichen und, wenn möglich, überholen; ein gutes Trinkgeld ist Ihnen gewiß.“

Da wurde die Bahn freigegeben, das erste Auto kaufte davon, aber nicht geradeaus, sondern verbotenerweise nach links, der Wagen mit Herbert wurde angehalten. Das Bild war entschlipft.

„Wir haben wenigstens die Wagennummer“, schmunzelte der Chauffeur, Fahrlohn und Trinkgeld in die Tasche steckend.

Gewiß, das war ein Anhaltspunkt, und Herbert machte schon am nächsten Vormittag Gebrauch davon. Er ermittelte den Fahrer, der anfangs von nichts wußte, dann aber, unter Zusicherung einer Belohnung, die Straße nannte, in der er den Herrn abgesetzt hatte.

„Er kann ja aber auch weitergegangen sein“, setzte er zögernd hinzu.

„Das heißt also, er ist weitergegangen. Wenn Sie mir jagen können, welches Haus er betreten hat, gebe ich Ihnen noch fünfzig Mark.“

Der Chauffeur kratzte sich den Nacken. „Hab' ich dann nichts mehr mit der Sache zu tun?“ fragte er.

„Nichts, ich verspreche es Ihnen.“

„Na, dann will ich es Ihnen sagen. Beim langsamen Weiterfahren — kehren konnte ich in der engen Straße nicht — sah ich den Herrn in der Gildengasse rechts in einem Hause verschwinden, zu dessen Eingang steinerne Treppen hinaufführen. Weil der Herr mir gesagt hatte, ich solle so rasch wie möglich fahren, war ich 'n bißchen neugierig geworden.“ Er wurde redseliger, nachdem er den Fünzigmarkschein eingesteckt hatte, und berichtete noch, daß vor dem Hause eine Straßenlaterne stehe. „Es ist gleich rechts, Sie können nicht fehlgehen.“

Am nächsten Tage konnte Herbert das Ende der Geschäftszeit nicht abwarten. Er hatte Mühe, seine Gedanken zu konzentrieren, damit ihm bei seiner Arbeit kein Unheil widerfahre; zweimal ertappte er sich — zum Glück noch rechtzeitig — über einem Rechenfehler.

Neun Minuten nach fünf befand er sich auf dem Wege nach der Gildengasse. Eine enge, dunkle Straße im Innersten der Stadt, gebildet aus alten, windschiefen Häusern! Überall niedrige Gänge, die unter einem Erdgeschoß der Vorderhäuser nach den Hofwohnungen führten. Herbert kannte dies Labyrinth von Gängen nur vom Hörensagen, er zweifelte aber nicht mehr daran, daß lichtscheue Elemente hier verhältnismäßig sicher geborgen seien.

Der junge Mann war, in Unkenntnis dieses Viertels, von der entgegengesetzten Seite gekommen, das wurde ihm klar, weil er nach der Straßenlaterne und dem Haus mit den steinernen Treppen suchen mußte. Nun hatte er es gefunden. Links vom Hauseingang befand sich ein Trödelladen; rasch trat der Suchende an das kleine Auslagenfenster und überschlug die zur Schau hingeleigten Gegenstände; der Pelz war natürlich nicht darunter. Nach kurzem Überlegen erstieg Herbert die steinernen Treppen, gleich darauf befand er sich in einem Laden, dessen Luft ihm anfangs den Atem benahm.

Ein kleiner, gebückter Mann im beginnenden Greisenalter, der sich mit einem Stapel getragener Kleidungsstücke zu schaffen machte, erhob bei dem Lärm der Türglode den kahlen Kopf; ein durchdringender Blick traf den elegant gekleideten Besucher.

„Sie wünschen?“ Eine heisere, fast krächzende Stimme.

„Ich sah beim Vorbeigehen eine Taschenuhr in Ihrem Fenster liegen, gleich rechts; darf ich die mal sehen?“ „Wollen Sie sie kaufen?“

„Wenn sie mir gefällt — vielleicht.“

Der Händler holte zögernd die Uhr aus dem Fenster und legte sie auf den Tisch.

„Leute Ihres Standes kommen sonst nicht zu mir“, sagte er lauernd, während Herbert die einfache, abgetragene Uhr scheinbar aufmerksam prüfte, „und Leute Ihres Standes kaufen auch keine alten Uhren, oder, wenn es schon sein muß, bei besseren Althändlern.“

„Sie haben recht“, erwiderte Herbert gleichmütig, „aber „bessere“ Althändler sind auch teurer mit ihrer Ware, und meine Kleidung, auf die Sie wohl anspielten, darf Sie nicht darüber täuschen, daß meine Mittel sehr beschränkt sind.“

„Das ändert die Sache.“

„Nicht wahr? Und wenn ich noch hinzusetze, daß man mir meine Uhr gestohlen hat, ist es noch eher verständlich, daß ich für eine andere nicht viel anlegen kann.“ Er bereute seine Bemerkung, denn der Gesichtsausdruck des Händlers veränderte sich blitzartig. Was aber Herbert weit mehr erregte, war ein weibliches Gesicht, das zwischen den Falten der Portiere im Hintergrunde des Ladens sichtbar wurde. Die Tischnachbarin von vorgestern abend! In den Augen spielte ein heißes Flehen, dann war der Kopf wieder verschwunden.

„Wann hat man Ihnen die Uhr gestohlen?“ fragte der Händler.

„O, das ist schon lange her.“

„Hoffentlich haben Sie Anzeige bei der Polizei gemacht.“

Hier stutzte Herbert. „Anzeige? ... Ja. Aber es wird nichts dabei herauskommen. Ich habe mich mit dem Verlust auch schon abgefunden, wie meine Absicht, eine andere Uhr zu kaufen, beweist. — Was soll diese denn kosten?“

„Zwölf Mark.“

„Hm ... Geht es nicht für zehn; ich muß rechnen.“

„Elf.“

„Elf, na ja. Leisten Sie irgend welche Garantie?“

Der Alte lachte auf seine Art. „Vielleicht auf fünf Jahre?“ höhnte er. „Bester Herr, die Leute, die mir ihre Sachen bringen, leisten mir auch keine Garantie.“

Herbert zog seine Brieftasche und legte einen Fünfundmarkschein auf den Tisch.

„Na, so knapp bei Kasse scheinen Sie gerade nicht zu sein“, bemerkte der Händler, den Schein prüfend gegen das elektrische Licht haltend. Dann gab er neununddreißig Mark heraus.

„Der Rest meines Weihnachtsgehalts“, seufzte Herbert.

Beim Hinausgehen warf er noch einen Blick auf die Portiere, und es trog ihn nicht: aus einem schmalen Spalt strahlten ihm zwei Augen dankbar an.

Er ging langsam die Gildengasse hinunter. Trotz der Kälte spielten unzählige Kinder aller Jahrgänge auf der Straße. Hier und da huschte eine Gestalt durch einen der Gänge und verlor sich hinten auf dem Hofe, aus einer Kellerkneipe drang der Lärm eines Orchestrions. „Martha, Martha, du entschwandest ...“ Einem sonderbaren Empfinden nachgebend, stieg Herbert die steilen Stufen hinab.

Bei seinem Eintreten richteten sich unzählige Blicke auf ihn. Ohne Notiz davon zu nehmen, setzte er sich etwas abseits und bestellte sich ein Glas Bier, darauf ließ er seine Blicke durch das von Rauchschwaden halbdunkle Lokal schweifen, ruhig, nur ein wenig neugierig. Und er lächelte wider Willen, wenn auch nicht ohne ein leises Schmerzgefühl, als das Musikinstrument schmelzend bat: „Gib mir wieder, was du fandest ...“

An seinem Nebentisch sah ein Mann in mittleren Jahren und von vertrauenerweckendem Äußern. Er führte sein leeres Grogglas an den Mund, als wolle er noch einen letzten Tropfen herauspressen, dann stellte er es mit einem leisen Seufzer wieder hin.

„Sie möchten wohl noch einen Grog trinken“, lächelte der junge Mann.

„O, ich möchte schon; aber ...“

„Bestellen Sie sich nur einen, ich bezahle ihn.“

Das ließ der Fremde sich nicht zweimal sagen. Er rückte an Herberts Tisch und kam bald mit ihm in ein Gespräch.

„Man hält Sie für einen Kriminal oder einen Privatdetektiv“, raunte er Herbert zu.

„Aber dies sieht doch nicht nach einem Verbrecherkeller aus.“

„Da haben Sie recht. Das heißt“, fügte der Fremde vertraulich hinzu, „hier kommt mancher her, für den sich die Polizei sehr interessiert, aber das geht uns nichts an, was?“

„Durchaus nicht.“ Herbert zog die neu erworbene Taschenuhr und legte das Werk frei. „Ich glaube, damit bin ich reingefallen“, sagte er.

„Haben Sie die für alt gekauft?“

„Ja. Eben erst. Hier nebenan.“

„Ach, bei dem alten Roberts? ... Was haben Sie dafür bezahlt?“ „Elf Mark.“

Der Fremde brach in ein Lachen aus. „Sie ist keine drei wert, das seh ich mit einem Blick. Ich habe nämlich auch mal mit Uhren gehandelt, vor vielen Jahren. Lassen Sie mal sehen.“ Er prüfte die Uhr. „Schund“, stellte er endlich fest. „Wenn Ihnen daran liegt, ver helfe ich Ihnen zu einer Uhr, die vielleicht fünf Mark kostet und unter Garantie wenigstens ein Jahr geht.“

„Das wären Summa Summarum sechzehn für zwei gebrauchte. Aber ich nehme Ihr Anerbieten gern an. Wir könnten das gleich erledigen, wenn es Ihnen recht ist.“

Der Fremde bekam noch einen Grog, beide verließen dann die Kellerwirtschaft und gingen die Gildengasse zurück, an dem Hause mit den Steintreppen vorbei; Herbert hatte den Kragen seines Mantels hochgeschlagen und den Hut tief in die Stirn geschoben; in diesem Augenblick hätte er dem Pelzdieb von gestern abend aus ganz bestimmten Gründen nicht begegnen mögen.

Einige Straßen weiter sagte er zu dem Fremden: „Mit dem Uhrenkauf wird es heute wohl nichts mehr, ich schlage vor, daß wir hier einkehren.“

„Ich habe kein Geld.“

„Kommen Sie nur.“ Bald saßen sie in einer Wirtschaft, in der sie nicht auffielen. „Wenn Sie etwas essen wollen, so sagen Sie es.“

Ein erstaunter Blick traf ihn. „Sie sind ja ein freigebiger Herr.“

Als er ein Beefsteak mit Bratkartoffeln verzehrt hatte und sich behaglich zurücklehnte, sagte er nach kurzem Schweigen: „Sie sind doch von der Polizei.“

„Und ich wiederhole Ihnen: nein.“

„Was wollten Sie denn in der Gildengasse? ... Sie können mir doch nicht einreden, daß Sie zum Spaß eine alte Taschenuhr kaufen, Sie haben gewiß eine goldene.“ (Fortf. folgt.)

Der große Augenblick im Leben eines Mannes.

In nächster Woche kommt der Augenblick!

Die große Tat im Leben eines Mannes!

Er geht auf keinen Fall dann mehr zurück. —

Es steht jetzt fest: Er will es und er kann es.

In nächster Woche wird er „etwas“ tun.

Vielleicht auch „irgend etwas“ unterlassen.

Er wird es tun und sicherlich „nicht ruhn“.

Man kann sich felsenfest darauf verlassen.

Er läßt vor allem mal das Rauchen sein.

Und außerdem wird er zu Hause bleiben.

Er stellt das teure Autofahren ein.

Und wird gewiß auch an die Mutter schreiben.

Von nächster Woche ab wird auch gepart.

Und wöchentlich ein gutes Buch gelesen ...

Nein, nein, das ist hier keine Lebensart ...

Und im Geschäft verrechnet er die Dosen.

Er wird energisch auch zum Chef dann gehn.

Er will doch nicht als altes Blech verrosten.

Und wenn sie das Gehalt ihm nicht erhöhen,

Verläßt er auf der Stelle seinen Posten.

Man hat genug verbummelt und veräumt ...

In nächster Woche wird neu angefangen.

Und ferner wird der Schreibtisch aufgeräumt.

Und außerdem zum Zahnarzt noch gegangen.

O, wundervoller, großer Augenblick!

Des männlich-starken, tatenfrohen Lebens! —

Doch nächste Woche wartet auf dies Glück

Die teure Gattin wiederum vergebens.

Spiel mit Tieren.

Von Hans Benk.

Im letzten Nachwehen des Strofko donnert die Brandung an die Felsen von Ragusa. Mit ausgedehnten Armen, bewegungslos, ruhe ich im seligen Gewoge, die Augen geschlossen, blendende Sonnenfülle auf den Lidern. Blaufristallene Gewalt der Welle reißt den leichten, braunen Menschenkörper hoch hinauf gegen die Felsen, als wolle sie ihn zerschmettern. Aber ich weiß: ungefährlich ist das Spiel, denn im letzten Augenblick trifft mich der Rückstoß der Borwelle und metertief wird man niedergefenkt, während der Gesicht des zerschellenden Wasserberges in herbem, salzigem Silberguss auf das Gesicht prasselt.

Sintend, steigend, schwebend verdämmert grenzenlose Zeit. Das Leben entflieht dem Gitterwerk der Minuten, das Ich verliert sich, löst sich auf, Stein ist man nur noch, tiefender, geschlagener Felsen, moussierende Welle und Nicht, das alles Wasser bis zum Grunde erfüllt.

Endlich, des Spieles müde, mache ich mit der Bewegung der Welle einen Schwimmstos, packe porösen, scharfsadigen Felsen, ziehe mich daran hoch. Der Sog des abfließenden Wassers reißt mich halb wieder herunter, dann aber bin ich mit einem Klimmzug oben im Reich meiner Aquarien, und die nächste Welle, gierig nachschnappend, kann nur noch grollend ihren Schaum über mich schütten.

Zahrzehntausende hindurch haben die Wellen den glatten Stein geschlagen, zernagt, zerbröckelt. In einzelne Blöcke haben sie ihn zerprengt, haben, unterstützt durch Erdbeben, das Ufer in ein phantastisches Labyrinth mit Bogengängen, Nischen und unerwarteten Buchten verwandelt. Das Sonderbarste aber sind jene durch den niederbrechenden Schwall gehöhlten Mulden, die ich meine Aquarien nenne und die zu Hunderten und Tausenden die ganze Küste entlang stückwerkweise übereinander liegen. Manche sind so groß wie ein kleines Hallenbad, und man versinkt darin unvermutet bis zum Hals, verlost durch die Klarheit des Wassers, die das Bassin kaum handtief erscheinen läßt. Manche sind einen Schritt breit und haben die Form eines Trichters. Andere gleichen Badewannen, und andere wieder sind nur so groß wie eine Hand. Alle aber sind kleine Binnenseen, die nur an stürmischen Tagen von den Wellenschlägen getroffen werden. Bei ruhiger Flut liegen sie hoch oben, von unbarmherziger Sonne durchglüht, die bald alles Leben in ihnen zu Tode locht.

Eines dieser Bassins war mir das liebste. Es lag gewissermaßen im ersten Stockwerk und wurde auch bei mäßigem Wellengang von der Flut durchspült. Ein rundes, kleines Meer für sich war es, voller Schicksale, die umeinander, aufeinander lauerten, deren Lebenslinien sich kreuzten und todtbringend verschlangen.

Als ich es das erste Mal sah, hielt ich es für ganz unbelebt. Müßig darin herumplanzend, entdeckte ich schließlich unter einem Stein eine wundervolle Wasserpflanze. Sie war wie eine Orchidee und griff mit weißen Armen um sich. Senkte man die Finger in die Blume, so schlossen sich mörderisch ihre Arme. Der geschärftste Blick entdeckte bald zwischen dem Tang, der in der Strömung wehte, etwas Blutrotes, eine Seeanemone, die sich an der glatten Wand festgesaugt. Und während ich noch verzaubert auf das glühende Rot der Anemone starre, merke ich ein sonderbares Rikeln auf meinen Füßen. Ich blide ins Wasser und sehe nichts. Ziehe den Fuß heraus, kratze mich, senke ihn wieder hinein. Nach wenigen Sekunden fängt das Rikeln wieder an. Es tappt über meine Beine mit gespenstischen, unsichtbaren Fliegenbeinen, und, als ich jetzt genau hinblide, so, daß mein Atem die Wasseroberfläche kräuselt, sehe ich eine Horde gläsern durchsichtiger Krabben, die sich auf meinen Füßen niedergelassen hat. Ein sonderbares Volk, diese Krabben! Von einer läppischen, fast hysterischen Neugier besessen. Hält man den Finger ins Wasser, so kann man sicher darauf rechnen, daß in der nächsten Minute ein Dutzend dieser Tiere aus den Tangwäldern schwebt und sich mit den langen Fühlern an den Finger herantastet. Zieht man den Finger zurück, so folgen sie nach, hält man ihn still, so setzen sie sich darauf und beginnen, während sie die hervorstehenden schwarzen Augen nach allen Seiten drehen, in wahnwitziger Hast mit den vielen Mundwerkzeugen zu schaben und zu kratzen, zu graben und zu kammern, als gelte es Gott weiß welche Schätze von diesem Stück menschlicher Haut zu bergen. Greift man nach ihnen, so sind sie mit einem Schlag ihrer riesigen Schwanzmuskulatur weitab in Sicherheit.

Mein räuberischer Griff hat jedoch unerwartete Folgen, denn unter einem Stein hervor turnt es seitwärts mit den unsympathischen Bewegungen einer Spinne und mit giftig schnappenden Scheren. Ein Taschentrebs. Auch hier komme

ich zu spät — er schlüpft in eine Felspalte. Ich laudere, daß er sich wieder hervorwagt, aber vergeblich. Dafür vollzieht sich am Eingang der kleinen Grotte ein anderes Wunder. Scheinbar aus dem Stein heraus entfaltet sich ein kleiner, bunter Fächer. Aus dem Fächer blüht ein zweiter Fächer, ein dritter, vierter und dieses ganze Gebilde fängt an, in der Strömung zu webeln, anscheinend auf der Jagd nach winzigen Wassertierchen. Kommt man auch nur in die Nähe der zarten Spitzen, so schnell die kleine Meduse mit einem Ruck in ihr Felsloch zurück.

Mit jeder Sekunde entdeckt das Auge jetzt neues Leben, Leben, das sich durch kunstvolle Anpassung fast unsichtbar macht. Eine Fliege, überwältigt und ermattet von lauter Sonne, fällt auf das Wasser, kommt dort zur Besinnung und lauft nun mit strampelnden Beinen, wie ein Motorboot, dem Uferland zu. Dort, zwischen leeren Schnedengehäusen hervor, schnell aber plötzlich ein kleiner Fisch, zieht sich die Schiffbrüchige herunter. Ein sonderbarer Bursche, dieser Fisch. Hellgrau mit kleinen, schwarzen Strichen und zwei mächtigen, seitwärts absteigenden Flossen hinter dem Kopf, mit denen er wie eine Eidechse blitzschnell über den Boden läuft. Wenn man ihn nicht gerade in der Bewegung sieht, ihn einen Moment aus dem Auge verliert, ist er selbst in dem klaren Wasser von den Steinen nicht mehr zu unterscheiden.

Sein Vorstoß aber hat Leben in die Bude gebracht. Ein Dutzend der anscheinend leeren Schnedengehäuse beginnt sich plötzlich in Trab zu setzen und voller Aufregung von den Felsstufen in die Tiefe zu kullern. Manche machen dabei eine Fehllandung, bleiben verkehrt liegen und dann kann man einen knallroten Einstiebertrebs beobachten, der durch krampfhaftes Gymnastik den Versuch macht, seine Villa wieder auf die Beine zu stellen.

Auf dem Boden sitzt ein Gebilde von der Größe einer Daumentuppe und dem Aussehen einer Amsel. Unter meinem Fingerdruck löst es den Saugfuß, mit dem es sich an den Felsen gesogen, kipp um und zeigt zwischen den Rändern des harten grünen Rückpanzers eine orangefarbene Füllung. Ich lasse das sonderbare Wesen wieder ins Wasser fallen, da turnt hinter einem Stein hervor ein riesenhafter Taschentrebs von der Größe einer Männerhand. Brachtvoll schimmern seine Scheren auf der Unterseite in Azurblau und Bordeauxrot. Mit einem Ruck hat er die Seeamsel in der Schere. Mit aller Kraft krümmt sich das arme Wesen zusammen, aber der Krebs holt auch die zweite Schere zu Hilfe, und nach einem sekundenlangen Gegeneinander der beiderseitigen Mustulaturen biegt er die zusammengekrampfte Amsel auf, fährt ihr erbarmungslos in die orangefarne Eingeweide und beginnt die Beute bei lebendigem Leibe zu fröhstücken. Als ich dieser Grausamkeit ein Ende machen will, schlüpft der Krebs, die Amsel in der Zange, in eine Felspalte und klemmt sich so wütend darin fest, daß ich ihn nur mit einem dicken Stod heraushebeln kann. Als ich ihn habe, zeigt er an der Unterseite des umgeschlagenen Schwanzes einen mächtigen Haufen weinroten Rogens. Schweißend setze ich das Muttertier wieder ins Wasser und setze mich — auf etwas, was entschieden piekt. Es sieht aus wie eine riesige schwarze Distel, ist aber einer der zahlreichen Seejael, die zu Hunderten in den flachen Bassins kleben, nervös mit den Stacheln zudend und sich durch drehende Bewegung vorwärts treiben. Auch sie saugen sich fest an, und wenn man sie ablöst, sieht man auf der Unterseite als Zentrum des schwarzen Stachelkranzes eine Öffnung, die fünf kleine, weiße Zähne zu enthalten scheint.

Und eines Tages kam das Wunder zu mir. Ich brauchte es nicht zu erjagen, brauchte nicht zu tauchen und mir den Kopf an unterseefischen Felsen zu stoßen, es kam ganz von selbst in mein Bassin gekrochen, war so lang wie eine Hand, ebenso breit, eine braune, runde, warzenbedeckte Wurst. Eine Weile beugten wir uns gegenseitig, der Zweibeiner und die Wurst (sofern sie überhaupt Augen hatte). Jedenfalls schien ich ihr sympathisch, denn sie schied sich an, in mein Aquarium zu kriechen. Dies tat sie, indem sie sich zunächst einmal lang wie einen halben Männerarm und dünn wie zwei Finger machte. Das Hinterteil sah noch ruhig am Rand des Bassins, während sie mit dem Kopf schon längst angekommen war. Dann geruhte sie auch das Hinterteil nachzuziehen und wurde nun wieder die dicke Wurst, als die sie mir anfangs begegnet. Drei Tage lang war das Tier, eine Seegurke, mein Gast. Dann war sie eine Woche lang verschwunden und dann war sie einen Tag über wieder da, wobei sie nonchalant eine Aht aus ihrem Körper machte. Von da an blieb sie verschollen, und ich mußte auch bald von meinen Tieren, dem Muttertrebs, der Meduse, den Krabben und den Einstiebertren, den Seesternen und Anemonen, scheiden, die keine Ahnung davon hatten, daß ein zweibeiniges Landtier einen Teil seines Herzens an sie gehängt.



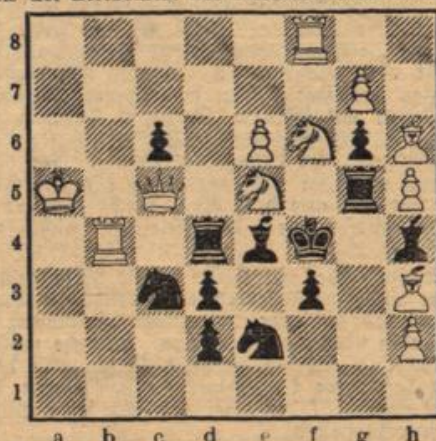
Schach



Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 101. L. A. Issaëff.

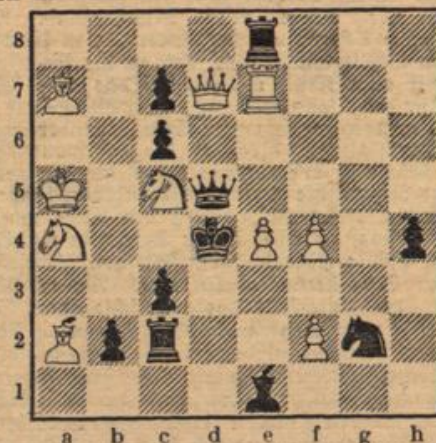
1. Preis der Zeitschrift des Niederl. Schachbundes 1927.



Weiß: Ka5, Dc5, Tb4, f8, Lh3, h6, Se5, f6, Be6, g7, h2, h5.
Schwarz: Kf4, Td4, g5, Sc3, e2, Le4, h4, Bc6, d2, d3, f3, g6
Matt in 2 Zügen.

Nr. 102. S. P. Krjutschkoff.

2. Preis der Zeitschrift des Niederl. Schachbundes 1927.



Weiß: Ka5, Dd7, Te7, La2, a7, Sa4, c5, Be4, f2, f4.
Schwarz: Kd4, Dd5, Tc2, e8, Le1, Sg2, Bb2, c3, c6, c7, h4.
Matt in 2 Zügen.

Der Remistod. Nach Ansicht der Großmeister hat das Schachspiel sich in seinen heutigen Formen überlebt. Mag es auch dem Durchschnittsspieler genügen, für die Meister erscheinen neue Regeln angebracht, soll das Schachspiel der Gefahr des Remistodes entgehen. Nach Großmeister Réti besteht der Remistod darin, daß jede Partie unter erstangigen Meistern unter der heutigen vollkommen ausgebildeten Theorie und Technik normalerweise unentschieden enden muß. In der Tat ist es schon so weit gekommen, daß die meisten Meisterpartien mit Remis abschließen; hinzukommt, daß die entschiedenen Partien vielleicht die Schachgemeinde, aber nur selten die Spieler befriedigen, weil ihre Entscheidung meist auf ein Versehen des Gegners zurückzuführen ist. Manche Schachspieler werden in solchen Partien sogenannte schöne Kombinationen bewundern, während diese Kombinationen doch nur durch Fehler ermöglicht wurden, die mit der Idee der Partie, mit ihrer Anlage und Strategie nichts zu tun haben. Ein zweites Mittel den Feind zu schlagen, bietet die Ausnutzung seiner psychologischen Schwächen, ein System von Dr. Lasker vielfach angewandt. Daraus entsteht ein Nervenkampf,

der sportlich vielleicht sehr interessant sein mag, der ursprünglichen Idee des Schachspiels aber nicht entspricht. Zur Abhilfe dieser Mißstände schlägt Dr. Lasker vor zu dem Patt und Beraubungssieg zurückzukehren. Capablanca wünscht die Einführung eines hundertfeldrigen Brettes nebst zweier neuen Figurarten, wovon die eine Figur die Gangart des Läufers und Springers, die andere die Gangart des Turmes und Springers in sich vereinigt. Uebrigens ist Capablanca der erste, der den Weg vom alten Kampfschach zu der modernen Schachtechnik zurückgelegt hat; sein Ziel geht dahin keine Partien zu verlieren, da er mit Remis zufrieden, forciert er keinen Gewinn. So hat er in den letzten Großturnieren seine meisten Partien unentschieden beendet; dabei hat sich ergeben, daß es verhältnismäßig leicht ist eine unentschiedene Partie mit ihm zu erreichen. Aus eigener Initiative hat der Kubaner in diesen Wettkämpfen keine Partie gewonnen, dagegen hat er den kleinsten Fehler seines Gegners zum Sieg ausgenutzt. Auch dann gewann er, wenn seine Partner auf Sieg spielten und ihr Spiel nicht von Anfang an auf Remis eingestellt hatten. Diesem langsamen aber sicheren Vorwärtsschritt Capablancas konnten seine Rivalen keinen Widerstand entgegenzusetzen, da ihnen das Verständnis für die moderne Technik fehlte. Daher sind sie alle dem Altweltmeister in einem Turnier heute nicht gewachsen; ob aber dies auch der Fall ist in einem Wettkampf, in dem die Remisen nicht zählen und sich der Sieg nicht durch halbe Punkte erringen läßt, ist eine offene Frage. Dann wird Capablanca ebenfalls versuchen müssen zu kombinieren. Will er dem Remistode entgehen.

Partie Nr. 36. Gespielt im Oktober 1926 in Buenos-Ayres.

Königsindisch. — Weiß: Dr. Aljehin, Schwarz: Ibanez.

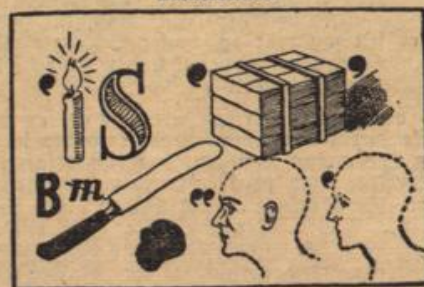
1. d4—Sf6, 2. Sf3—g6, 3. c4—Lg7, 4. g3—b6, 5. Lg2—Lb7, 6. 0-0—0-0, 7. Dc2—d6, 8. Sc3—Sd7, 9. Lf4—Sh5, 10. Lg5!—h6?, 11. Le3—e6, 12. Dd2—g5, 13. h4!—g×h4, 14. S×h4—L×g2, 15. K×g2—Kh7, 16. Th1—Te8, 17. Sf3—Sf6, 18. L×h6. aufgegeben.



Rätsel



Bilderrätsel.



Ergänzungsrätsel.

Ein Zitat aus Goethes Werken.

...ls. d. .e.a. .f...n. .s. i.
...em., .o. .ra... .r. e. .le. .ra... a.

Versrätsel.

Er kam mir entgegen mit Weinen
Und war doch ganz wohlgenut.
Er wollte mir gern etwas schenken;
Doch sollt' ich's bezahlen gut.
Nun sage mir an:
Wer ist der Mann?
Wie ist's mit dem Schenken
Und Weinen getan?

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 282.

Üble Angewohnheit: Eigen, Lob; Eigenlob. — Besuchs-kartenrätsel: Schwigersohn. — Scherzrätsel: Bekten ist das Pfeifen etwas Unerträgliches.